

Leseprobe aus:

David Ignatius

Ein neuer Feind



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

DAVID IGNATIUS

EIN NEUER
FEIND

THRILLER

Aus dem Englischen von
Tanja Handels

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2015
unter dem Titel «The Director»
bei W. W. Norton & Company, New York.

Deutsche Erstausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Juni 2016
Copyright © 2016 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«The Director» Copyright © 2015 by David Ignatius
Redaktion Tobias Schumacher-Hernández
Umschlaggestaltung any.way, Hamburg,
nach der Originalausgabe von Quercus Books
Umschlagabbildung John Greim / Kontributor / Getty Images
Satz aus der Mercury Text G3, InDesign,
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 27094 9

Für Lincoln Caplan und Jamie Gorelick

Um klug zu handeln,
genügt die Klugheit allein noch nicht.

Fjodor Dostojewskij, *Verbrechen und Strafe*

Graham Weber begegnete James Morris zum ersten Mal im Caesar's Palace in Las Vegas. Weber stand im vorderen Bereich des Casinos und sah sich das kontrollierte Chaos an. Hier war das Glücksspieler-Proletariat versammelt. Die prominenteren Spieler versteckten sich in den hinteren Bereichen des Hotels, im Forum-Casino oder auch in den Séparées. Weber musterte die Menschen an den Spieltischen mit der Neugier des erfolgreichen Geschäftsmanns, der grundsätzlich nur todsichere Wetten abschloss. Da näherte sich von hinten ein jüngerer Mann, tippte Weber auf die Schulter, zeigte ihm seinen Regierungsausweis und erbot sich, ihm die Reisetasche abzunehmen.

Weber war gut eins achtzig groß, trug eine hellbraune Hose und einen königsblauen Sportblazer. Mit seinem blonden Haar, den roten Wangen und seinem kernigen Äußeren wirkte er wie ein Mann, der auf der High School vielleicht Quarterback im Football-Team gewesen war oder angehender Golfprofi. Er hatte türkisblaue Augen, in denen das künstliche Licht glitzerte wie Sonnenstrahlen auf dem Wasser. Und er war tatsächlich Geschäftsmann: Er arbeitete in der Kommunikationsbranche, und als er Morris begegnete, stand er gerade kurz davor, die 500-Millionen-Schallgrenze zu durchbrechen. Er war nach Las Vegas gekommen, um dort bei einem Hacker-Kongress einen Vortrag über Privatsphäre im Internet zu halten.

«Sie sollten lieber Ihr Handy abschalten, Sir», sagte Morris. «Und wenn Sie ganz sichergehen wollen, nehmen Sie am besten den Akku raus.» Er hatte Weber aus dem lärmenden Casino nach draußen geführt, bis zu dem Brunnen an der Rezeption, dessen Plätschern ihr Gespräch übertönte.

Morris war groß und dünn, er hatte raspelkurzes braunes Haar und eine Brille auf der langen Nase, die ihm eine leichte Ähnlichkeit mit der Comicfigur Michael Doonesbury verlieh. Er trug ein schwarzes T-Shirt mit der Aufschrift AREA 51 WARTEBEREICH sowie ein graues Leinensacko. Und er arbeitete für die Central Intelligence Agency, wo er das Information Operations Center leitete, die Abteilung für Technische Aufklärung. Seine Vorgesetzten hatten ihn abkommandiert, um Weber zu betreuen, der seinerseits Mitglied des Geheimdienstausschusses im Weißen Haus war.

«Wozu soll ich denn das Handy ausschalten?», fragte Weber. «Ich muss doch mit dem Büro Kontakt halten, solange ich hier bin.»

«Weil sonst jemand zuschlägt», meinte Morris. «Sie befinden sich auf einem Hacker-Kongress. Diese Leute sind zum Datenklauen hier. Schauen Sie sich doch mal um.»

Morris deutete auf die Menschen, die sich in der Hotelhalle drängten und tatsächlich nicht unbedingt wie normale Las-Vegas-Touristen aussahen. Viele trugen T-Shirts und Cargo-Shorts; manche hatten einen Iro, andere hatten sich die Haare zu spitzen Stachelschweinborsten hochgesprüht. Und jeder Zentimeter freiliegender Körperfläche war durchstochen, gepierct und tätowiert.

«Ich habe einen Blackberry und ein iPhone», protestierte Weber. «Die laufen über AT&T und Verizon. Die Daten werden verschlüsselt. Und die Geräte sind passwortgeschützt.»

«Die sind so offen wie ein Scheunentor, Mr. Weber. In ganz Las Vegas sind diese Woche fingierte WLANs und Mobilfunkzugänge am Start. Ihr Handy glaubt, es verbindet sich mit dem Verizon-Netz, aber das kann genauso gut ein Fake sein. Und das mit den Passwörtern und der Verschlüsselung – tut mir echt leid, aber das können Sie vergessen.»

Weber musterte seinen ernsten, bebrillten Begleiter und nickte schließlich. Er öffnete die Rückenklappe seines Blackberrys und nahm den Akku heraus. Dann betrachtete er ratlos das iPhone, dessen Akku sich nicht entfernen ließ. Morris griff in seinen Rucksack und reichte ihm einen kleinen schwarzen Beutel mit Klettverschluss.

«Stecken Sie das iPhone hier rein», sagte er. «Das ist eine Funklochhülle. Damit kann Ihr Handy weder zu freundlichen noch zu feindlichen Netzwerken Kontakt aufnehmen.»

«Praktisch», meinte Weber anerkennend und schob das Handy in die Hülle.

«Wollen Sie wissen, wie angreifbar Sie wirklich sind, Mr. Weber? Dann zeige ich Ihnen das nachher im Rio. Bei dem, was Sie dort sehen, wird Ihnen angst und bange werden, das verspreche ich Ihnen.»

«Darum bin ich ja hier», sagte Weber.

Eine Stunde später, nachdem Weber seine Tasche ausgepackt und über das Festnetztelefon des Hotelzimmers ein paar Geschäftsanrufe zu Hause in Seattle getätigt hatte, stiegen die beiden Männer in ein Taxi und fuhren den kurzen Weg über die I-15, vom Caesar's Palace bis zum Hotel Rio, wo die Hauptveranstaltungen des Kongresses stattfanden. Morris ging voran. Er hatte sich umgezogen, trug jetzt ein schwarzes Kapuzenshirt. Auf dem Weg ins Hotel nickte ihm hin und wieder jemand im Vorbeigehen zu. Weber fragte sich, ob es sich wohl um andere Geheimdienstmitarbeiter auf Talentsuche handelte, um in die Hacker-Szene eingeschleuste Agenten oder einfach nur um verwandte Seelen.

An einem VIP-Schalter direkt vor dem Kongresszentrum blieben sie stehen, um sich registrieren zu lassen. Weber fühlte sich etwas unwohl zwischen all den Iros und Glatzen ringsum. Ihre T-Shirts kündeten von der Leidenschaft, die geordnete Welt aus den Angeln zu heben: Auf einem stand ICH HACKE, ALSO BIN ICH, auf dem nächsten HACK THE CLOUD, und ein drittes warnte, sein Träger sei IM BETT MIT DEM TOD gewesen.

Ein Mitglied des Organisationsteams reichte Weber seine Eintrittsmarke, ein seltsames Etwas, verziert mit ägyptischen Göttern und Mumien aus Plastik und einem Display samt Platine mit Schaltkreisen und Transmittern. Hinten war ein Fach für drei AAA-Batterien. Weber machte Anstalten, die Batterien einzusetzen, die er mit seinen Begrüßungsunterlagen bekommen hatte.

«Nicht einschalten», sagte Morris. «Das ist ein Minirechner, der sich

in das Mesh-Netz einwählt, und das verfolgt dann jeden Ihrer Schritte hier. Kann gut sein, dass es auch noch eine Kamera und ein Mikro hat. Lassen Sie es lieber aus. Sie sind als Redner hier, Sie müssen das Ding nicht anhaben. Ich bringe Sie schon rein, falls es Ärger gibt.»

Weber hängt sich das sonderbare Gerät um den Hals und ging durch den Haupteingang, wo die beiden Torwächter seinem Begleiter respektvoll zunickten.

«Mir scheint, Sie waren schon mal hier», bemerkte Weber, während sie sich in den Menschenstrom einreihen, der ins Kongresszentrum strebte.

«Ich komme seit zehn Jahren zur DEFCON.» Morris beugte sich zu Weber hinüber und fuhr leiser fort: «Mein liebstes Jagdrevier.»

«Sie rekrutieren hier?», fragte Weber.

«Ich habe hier ein paar meiner besten Leute vom Fleck weg engagiert.» Morris deutete auf einen dicklichen, pickelgesichtigen jungen Mann in Cargo-Shorts und Sandalen und auf eine schwarz gekleidete Goth-Frau, die einen Lolli im Mund hatte. «Die Typen hier sehen nach nicht viel aus, aber die Programme, die sie schreiben, sind reinste Poesie.»

Weber nickte Morris zu, um ihm zu zeigen, dass er verstand. Genau deswegen hatte er die Einladung angenommen, hier einen Vortrag zu halten. Als Mitglied des Geheimdienstausschusses wollte er sich mit der Zukunft der Geheimdienstarbeit auseinandersetzen. Er hatte den Vorsitzenden des Ausschusses gefragt, ob sich nicht intern ein schlauer, junger IT-Spezialist finden lasse, der sich in der Szene auskannte, und man hatte ihm James Morris vorgeschlagen, der im Information Operations Center der CIA durch sein technisches Können bereits sehr von sich reden machte.

«Kommen Sie, Sir, ich zeige Ihnen mal was Gruseliges», sagte Morris jetzt und führte den Älteren durch einen langen schwarz gestrichenen Gang bis zu einem überfüllten Bereich mitten im Kongresszentrum. Sie drängten sich durch ein Gewirr von Menschen, die alle wie für eine Halloween-Party kostümiert waren, bis sie schließlich vor einem riesigen

Bildschirm standen, umrahmt von den Pappfiguren großer, aufrechtstehender Comic-Schafe in Trenchcoat und Sonnenbrille. Über den Bildschirm flimmerten Namen und Zahlen.

«Was in aller Welt ist das denn?», fragte Weber.

«Das ist die Schafswand.» Morris deutete auf die Daten, die ununterbrochen vorbeisausten. «Was Sie da sehen, sind Benutzernamen und Passwörter von Leuten, deren Datenverkehr gerade abgefangen wird, jetzt in diesem Moment, in Echtzeit.»

Weber schüttelte den Kopf und tastete unwillkürlich nach den Handys in seiner Tasche.

«So einfach ist das?», fragte er.

«Das ist noch ziemlich lahm. Sie sollten mal sehen, was ich mit den Maschinen bei mir im Büro alles anstelle.»

Morris zeigte Weber noch ein paar weitere Exponate. Sie besuchten einen Bereich namens *Lockpick Village*, wo ganz reale Schlösser an Türen, Fenstern, Tresoren und allem, was sonst noch «verschlossen» werden konnte, geknackt wurden. Sie schlenderten an Ständen vorbei, die hochspezialisierte Computerausrüstung, billige Platinen, T-Shirts oder Bier anboten. Einen Raum weiter saßen mehrere Teams auf verschiedene Tische verteilt und spielten eine Spezialversion von *Capture The Flag*, bei der es darum ging, wer sich als Erster in den Server des gegnerischen Teams hacken und gleichzeitig den eigenen vor Angriffen schützen konnte.

Morris gab Weber ein Programmheft. Es war die reinste Schule der Schurkerei: Anleitung zum Hacken von Bluetooth-Verbindungen bei Handys. Anleitung zum Hacken von RFID-Etiketten bei Frachtcontainern. Drohnen Marke Eigenbau. Die Fernsteuerung von Kraftfahrzeugen durch ihr eigenes Instrumentensystem. Anleitung zum Hacken von Routern. Der Einbau von Hintertüren bei Hard- und Software. Die Infiltration angeblich sicherer Cloud-Architekturen. Die Manipulation nicht zufälliger Zufallszahlengeneratoren und unzuverlässiger Computeruhren. Das Abfangen drahtloser Verschlüsselungscodes. Die Liste der Vortragsthemen füllte mehrere Seiten.

«Das ist brandgefährliches Zeug», sagte Weber. «Kann jeder an dieser Konferenz teilnehmen?»

«Schauen Sie sich um. Chinesen, Russen, Deutsche, Israelis. Im Grunde kommt jeder rein, der die Teilnahmegebühr in bar bezahlt. Es hätte auch gar keinen Sinn zu versuchen, die Leute von hier fernzuhalten. Dann holen sie sich ihre Infos eben aus dem Netz. So wissen wir wenigstens, wer da ist.»

«Und die wollen uns hier alle an die Wäsche?»

«Richtig, Sir. Und umgekehrt, also, theoretisch.»

Weber nickte. Es war tatsächlich das ideale Jagdrevier. «Hält die CIA denn mit all dem hier Schritt?»

«Mehr oder weniger», sagte Morris. «Sie ist allerdings schwerfällig wie ein Elefant.»

«Und Jankowski? Er ist der Direktor. Er müsste doch ganz heiß auf diese Leutchen sein.»

Morris nahm Weber beiseite und flüsterte ihm ins Ohr. «Direktor Jankowski steht das Wasser bis zum Hals. Das FBI geht gerade seine Konten durch.»

Weber zuckte erschrocken zurück. «Woher wissen Sie das denn?»

«Weiß ich halt», sagte Morris. «Es wird gemunkelt, dass sich Jankowski nicht mehr lange hält.»

Morris hatte recht mit dem, was er sagte. Vor einigen Wochen war der Geheimdienstausschuss über die Vorermittlungen in Kenntnis gesetzt worden. Die Sache gehörte zu den bestgehüteten Geheimnissen in Regierungskreisen, und jetzt flüsterte ihm Morris genau das ins Ohr.

«Die CIA braucht einen neuen Direktor, Sir», fuhr Morris leise fort. «Jeder weiß das.»

Weber schwieg einen Augenblick. Er kam sich vor, als würde er angeworben, und das war ihm unangenehm. Trotzdem gefiel ihm dieser junge Mann mit seiner Intelligenz und seinem Eifer.

«Die CIA braucht sehr viel mehr als nur einen neuen Chef», sagte er. «Sie muss endlich im einundzwanzigsten Jahrhundert ankommen. Hö-

ren Sie sich heute Nachmittag doch meinen Vortrag an, dann wissen Sie, wie ich darüber denke.»

Morris nickte. «Ich habe mir schon einen Platz in der ersten Reihe reserviert.»

Sie streiften noch eine halbe Stunde durch die Hallen und sahen sich die Stände an, dann war es Zeit für Weber, sich zurückzuziehen und sich auf seinen Vortrag vorzubereiten. Morris brachte ihn bis zur Tür des Aufenthaltsraums für die Redner und schlug ihm vor, ihn anschließend wieder zu treffen und ihm noch ein bisschen mehr von der DEFCON zu zeigen.

Weber hielt seinen Vortrag in einem Saal mit mehreren hundert Plätzen. Er war vollbesetzt mit jungen Leuten; Weber blickte auf Reihen von schwarzen T-Shirts und Kapuzenpullis. Bevor er anfang, zog er sein italienisches Sportsakko aus und krepelte sich die Hemdsärmel hoch. Die Kommunikationsabteilung seiner Firma hatte ihm eine Rede mit dem Titel «Freiheitskämpfer im Internet» geschrieben, mit passender Powerpoint-Präsentation dazu, doch Weber hatte beides längst verworfen. Stattdessen hielt er den Vortrag, den er selbst seine «American-Dream-Rede» nannte und in dem es darum ging, wie Sicherheit und Freiheit nebeneinander existieren konnten. Er hatte schon früher verschiedene Fassungen dieser Rede vor ganz unterschiedlichen Zuhörern gehalten, allerdings nie vor einem solchen Publikum.

Es wurde langsam still im Saal. Weber war sich nicht ganz sicher gewesen, was ihn erwarten würde. Er hatte etwas wie die Moshpits bei einem Megadeth-Konzert vor Augen gehabt. Doch sie verhielten sich alle ruhig und respektvoll.

Weber nahm seine eigene Firma als Fallbeispiel. Als er dort vor fünf- undzwanzig Jahren angefangen hatte, erzählte er den jungen Leuten im Publikum, gab es noch keine Internetbrowser, und das, was man heute allgemein als IT bezeichnete, war größtenteils noch gar nicht erfunden. Trotzdem zeichnete sich bereits ab, dass die Menschen künftig mehr miteinander kommunizieren würden und die Regierung

nur einen großen Fehler machen konnte, indem sie nämlich versuchte, diese Kommunikation zu steuern oder zu beschränken ... oder gar auszuspähen, was die Leute miteinander besprachen. Zum Glück war die Regierung damals noch klug gewesen. Sie ließ zu, dass sich die technologischen Möglichkeiten ausgestalteten und vermehrten, in einer Form, wie es niemand hatte vorhersehen können. Weber hatte seinen Geschäftsbereich auf eine damals völlig naheliegende Weise ausgebaut, die auch noch der Dümme erkannt hätte: Er wollte einen Teil der Kanäle bereitstellen, über die Kommunikation künftig stattfinden würde, wie immer sie dann auch aussehen würde. Und so hatte er Spann- und Bandbreite aufgekauft und es seinen Mitmenschen überlassen, sie zu füllen.

Doch nach dem 11. September 2001, erzählte Weber weiter, fing die Regierung plötzlich an, sich dumm zu benehmen, die Geheimdienstchefs wurden nervös und beschlossen, offene Informationsräume seien gefährlich und müssten kontrolliert werden. Es war nicht nur die Schuld der Regierung: Das ganze Land war in Angst. Doch im Rahmen der fieberhaften Selbstschutzmaßnahmen erschuf es sich einen Überwachungskoloss, dem es schon schwerfiel, auch nur die wirklich gefährlichen Personen im Blick zu behalten. Der ganze Überwachungsapparat war viel zu groß und viel zu bürokratisch. Und er verschlang die Freiräume, die durch die neuen Technologien geschaffen worden waren.

Das Publikum lauschte wie gebannt, selbst noch die größten Freaks mit den stacheligsten Frisuren. Weber merkte es daran, dass sie nicht mehr auf ihre diversen Apparate schauten, sondern den Blick auf ihn gerichtet hielten.

«Mir gefiel nicht, was da im Gange war», sagte er. Und dann erzählte er ihnen die Geschichte, die die meisten längst kannten und die der eigentliche Grund war, dass sie hier saßen und ihm zuhörten: Wie er sich gegen die Überwachungsvorschriften der Regierung aufgelehnt hatte, erst heimlich, dann durch Prozesse, die ihren Weg durch alle Instanzen nahmen, durch die Zusammenarbeit mit einzelnen Kongress-

abgeordneten und schließlich, indem er sich offen weigerte, sich den nach Aussage seiner Anwälte rechtswidrigen Vorschriften zu unterwerfen, und die Regierung aufforderte, seine Firma doch zu schließen – und das alles, während er selbst im Geheimdienstausschuss saß. Zusätzlich zur Schließung der Firma, hatte er erklärt, könnten sie ihn auch gern aus dieser Position entfernen, aber freiwillig gehen werde er nicht. Am Ende geschah weder das eine noch das andere.

Bevor er zum letzten Teil seines Vortrags kam, der vom Geheimdienst handelte, warf Weber James Morris einen Blick zu. Er sah den jungen Mann lächelnd nicken. In seinen Augen lag ein Glitzern, sein Mund stand leicht offen. Solche Mienen kann man manchmal in Kirchen bei besonders beseelten Gläubigen sehen oder bei einem Konzert, wenn sich die Zuhörer ganz im Fluss der Melodie verloren haben.

«Ich habe mich immer bemüht, mein Land auf jede Weise zu unterstützen, die in meiner Macht lag», sagte Weber. «Ich habe mich bemüht, die CIA, die NSA und das FBI bei ihrer Arbeit zu unterstützen. Ich habe mich in einem der neuralgischsten Aufsichtsgremien der Regierung engagiert. Die mir anvertrauten Geheimnisse werde ich bewahren, und wenn mich morgen jemand bittet, Maßnahmen zu fördern, bei denen alles mit rechten Dingen zugeht, bin ich sofort dabei. Aber ich werde nichts Verfassungswidriges tun. In einem Land, das die Verbreitung von Informationen kontrolliert, kann ich meine Firma nicht weiterführen. Da schließe ich sie lieber. Wenn Sie die Nachrichten verfolgen, werden Sie wissen, dass wir kurz davor stehen, diesen Kampf zu gewinnen. Und ich glaube, die Menschen könnten jetzt möglicherweise begreifen, dass Sicherheit und Freiheit nicht im Krieg miteinander stehen ... denn in Amerika ist die eine nicht ohne die andere zu haben.»

Das DEFCON-Publikum war von dem Vortrag begeistert. Die Zuhörer standen auf und klatschten so laut, dass es Weber schon fast peinlich war. Als er geendet hatte, kam ein Mann im Anzug hinter der Bühne hervor und gab ihm eine Visitenkarte. Er arbeite für Timothy O'Keefe, sagte er, den nationalen Sicherheitsberater. Weber habe einen gran-

diesen Vortrag gehalten, der auch die Meinung des Präsidenten auf den Punkt bringe. Ob er seinen Kollegen im Weißen Haus ein Video des Vortrags zeigen dürfe? Weber willigte ein, der Vortrag stand schließlich jedem offen, der ihn sich anhören wollte. Der Mann wollte wissen, ob Weber eventuell bereit sei, bald einmal mit O'Keefe zu Mittag zu essen und sich mit ihm darüber zu unterhalten, welche neuen Wege die Regierung hinsichtlich der Geheimdienste beschreiten könne.

Weber fühlte sich geschmeichelt. Doch er war Geschäftsmann und kein Politiker. Es machte ihn misstrauisch, wenn jemand zu freundlich zu ihm war. Das hieß doch immer nur, dass die Leute irgendwann noch etwas von einem wollten.

Draußen wartete Morris auf ihn. Er hielt sich unauffällig abseits von dem Pulk der Leute, die Weber gratulieren, ihm ihre Visitenkarten geben oder sich sonst wie bei ihm einschmeicheln wollten. Erst als Weber wieder alleine war, kam Morris auf ihn zu.

«Das war ein Wahnsinnsvortrag», sagte er.

«Ihren CIA-Kollegen hätte er aber sicher nicht gefallen. Sie hätten sich eher bedroht gefühlt.»

Morris lächelte das in sich gekehrte, fast schon scheue Lächeln eines Menschen, der ein neues Geheimnis hat.

«Selber schuld», sagte er. «Kommen Sie, ich zeige Ihnen, was die Hacker so treiben.»

Sie streiften mehrere Stunden lang durch die Hallen, machten Bekanntschaften, tranken Bier und unterhielten sich über die neueste Technik. Je weiter der Abend voranschritt, desto tiefer drangen sie ins Innerste des Kongresszentrums vor. Schließlich kamen sie zu einem großen Saal im hintersten Teil, aus dem sie mehrere hundert Stimmen rufen hörten: «Verbock's nicht!»

Neugierig geworden, betrat Weber den Raum. Er war bis zum Bersen mit Betrunknen gefüllt, und alle brüllten sie auf die Kandidaten auf der Bühne ein, die versuchten, hochspezialisierte Fragen zum Thema Hacken und Computertechnologie zu beantworten. Einige Kandidaten

hatten ihr Oberteil ausgezogen, Männer und auch ein paar Frauen, alle halb nackt. Im Publikum wurde ein riesiger Gummiball von Block zu Block weitergespielt, die Leute grölten und kippten immer noch mehr Bier, während auf der Bühne eine Frau in schwarzem BH und Strapsen um die Teilnehmer herumstolztierte.

«Was soll denn das sein?» Weber betrachtete den Hexenkessel mit großen Augen.

«Jeopardy nach Hacker-Art», antwortete Morris. «Besondere Kennzeichen sind Freibier und eine gewisse Miss Kitty, die mit einem großen Schläger zum Hinternversohlen bewaffnet ist. Da heißt es erniedrigen oder selbst erniedrigt werden.»

«Wenn ich es richtig verstehe, ist das doch auch Teil der Hacker-Ethik», sagte Weber. «Erniedrigen oder selbst erniedrigt werden.»

«Stimmt, Sir.» Morris nickte. «Ich habe dieses Spiel drei Jahre in Folge gewonnen. Jetzt lassen sie mich nicht mehr mitmachen.»

Nachdem sie eine weitere Stunde durch das Kongresszentrum gestreift waren, hatte Weber genug gesehen. Er lud Morris zum Abendessen ins Nobu ein, dem Restaurant im Caesar's Palace. Der junge Mann redete jetzt deutlich schneller, ganz aufgedreht von dem, was er gesehen hatte, und Weber konnte ihm nicht mehr in allem folgen.

«Lässt man Ihnen bei der CIA eigentlich freie Hand?», wollte er wissen, nachdem er gezahlt hatte. Er war entspannt, weil er seinen Vortrag hinter sich hatte, und genoss diesen Ausflug in die Hacker-Szene.

«Nicht direkt. Die haben Angst vor mir. Was ich mache, ist ja der Inbegriff des Subversiven. Es kennt keine Grenzen. Es liegt außerhalb aller Zuständigkeitsbereiche. Das schätzt man nicht besonders.»

«Aber dafür ist die CIA doch da, oder nicht?», fragte Weber. «Es ist ihre Aufgabe, in Räume vorzudringen, in die andere nicht hineinkommen. Wenn es reicht, einfach nur höflich anzuklopfen, kann man doch auch den Außenminister schicken.»

«Stimmt, Sir. Aber diese Leute fürchten sich vor der Zukunft. Sie wissen nicht, wie sie in einer offenen Welt leben sollen. Für die meisten von

ihnen sind die Uhren 1989 stehengeblieben. Und für einige ist es sogar immer noch 1945. Für die ist das Gala-Dinner des Office of Strategic Services das Event des Jahres. Echt traurig, so was. Die führen sich auf, als wäre das immer noch eine Art Herrenclub.»

Weber hörte dem jungen Mann zu. Und was er hörte, machte ihm Sorgen. Trotz aller privaten Feldzüge, die er in den vergangenen Jahren gegen die Regierung geführt hatte, wollte er doch einen starken Geheimdienst.

«Wie kann man das ändern?», fragte er.

«Wollen Sie eine ehrliche Antwort? Man könnte damit anfangen, zu tun, was Sie uns heute erzählt haben, und sich zu überlegen, wie ein moderner amerikanischer Geheimdienst aussehen könnte. Vielleicht ist es Ihnen ja noch nicht aufgefallen, aber die CIA funktioniert wie eine schlechte Kopie des MI6. Wir sind total unamerikanisch.»

Weber sah auf die Uhr. Die letzte Bemerkung bereitete ihm Unbehagen. Er hatte zugelassen, dass Morris sich betrank, und jetzt ging der Junge etwas zu weit.

«Ich glaube, ich muss ins Bett», sagte er. «Mein Flug nach Seattle geht morgen sehr früh. Das war wirklich aufschlussreich. Wer immer es arrangiert hat, ich bin ihm ausgesprochen dankbar.»

«Da dürfen Sie sich bei meiner Stellvertreterin bedanken, Doktor Ariel Weiss. Sie ist die Einzige in meiner Freak-Show, die wirklich was auf die Beine stellt.»

«Dann richten Sie Doktor Weiss doch bitte aus, dass sie ein Genie ist.»

Morris nickte, war aber offensichtlich noch nicht bereit, Weber gehen zu lassen.

«Wissen Sie was?» Er beugte sich über den Tisch, und seine Augen wurden feucht hinter den dicken Brillengläsern. «Ich hasse es, für Idioten zu arbeiten. Das kränkt mich persönlich. Und deswegen brauchen wir auch einen neuen Direktor.»

Morris griff in die Tasche seines Kapuzenshirts, dann streckte er Weber die Hand hin. Er hielt das Abzeichen des Information Opera-

tions Center darin, auf dem am unteren Rand der Name der Abteilung zu lesen war und am oberen Rand *Central Intelligence Agency*. Über dem Kopf des Adlers standen die Worte *Stealth, Knowledge* und *Innovation*, Heimlichkeit, Wissen und Erneuerung, darüber war ein großer silberner Schlüssel zu sehen.

Morris ließ das Metallabzeichen mit einem Händedruck in Webers Hand gleiten.

Weber nahm das Geschenk an. Er musterte Morris, der sich jetzt wieder ganz wortkarg und undurchsichtig gab, die Hand sinken ließ und sich hinter seiner schwarzrandigen Brille verschanzte. Dann betrachtete er die Münze, die in Gold, Silber und Blau erstrahlte, den merkwürdigen großen Schlüssel. In diesem Augenblick zog er den Gedanken, die CIA zu leiten, zum ersten Mal ernsthaft in Erwägung, und in den kommenden Monaten sollte diese Idee immer mehr zur Leidenschaft werden – bis sie schließlich eines Morgens im Oktober, fünfzehn Monate später, Realität wurde.

James Morris blieb noch einen Tag länger in Las Vegas. Er wollte eine alte Freundin aus der Studienzeit in Stanford treffen, Ramona Kyle. Sie war auch als Rednerin bei der DEFCON vorgesehen und sollte über Bürgerrechte im Internet sprechen. Morris saß bei ihrem Vortrag im Publikum. Sie sprach sehr schnell, die anderen Teilnehmer der Podiumsdiskussion hatten Mühe, ihr zu folgen. Sie war eine drahtige und äußerst ernsthafte junge Frau, ihr schmaler Körper barg eine leidenschaftliche Intelligenz, und sie hatte wilde rote Locken.

Als das Publikum Fragen stellen durfte, erkundigten sich etliche Anwesende mit sorgfältig gezogenem Scheitel nach den Möglichkeiten von Kapitalanlagen. Ramona war eine Art Kultfigur der Risikokapitalbranche. Noch während des Studiums hatte sie bei einer Investmentgesellschaft angefangen und etliche Start-ups in Budapest, Mumbai, São Paulo und Santiago entdeckt – lauter Orte, wie sie selbst es gern formulierte, die Schachweltmeister hervorbrachten, aber noch keine eigenen Investmentbanken besaßen. Manchmal rief sie die Unterneh-

men auch selbst ins Leben, indem sie die entsprechenden Leute in einem Café in Rio oder einer Bar in Dubai zusammenbrachte. Schließlich hatte sie ihre eigene Investmentgesellschaft gegründet, und seither floss das Geld so schnell und stetig, dass sie es nicht mehr zählte – und stattdessen angefangen hatte, über ernstere Themen nachzudenken.

Ramona Kyle wusste, wie man das große Geld machte, und selbst auf dieser Hacker-Konferenz versuchten die Leute, hinter ihr Geheimnis zu kommen. Doch sie wehrte alle geschäftlichen Fragen ab. Das langweilte sie. Sie wollte über den Überwachungsstaat reden, über die bedrohte Freiheit, die neue Informationsordnung in der Welt.

Ein Fragesteller wollte wissen, ob das Gerücht stimme, das in den Chatrooms kursierte, und sie wirklich die größte geheime Geldgeberin hinter WikiLeaks sei.

«Sie sind aber nicht von der Polizei?», fragte Ramona zurück. «Nächste Frage.»

Als die Podiumsdiskussion vorbei war, verteilte sie Visitenkarten mit dem Namen der Organisation Too Many Secrets, die sie unlängst gegründet hatte. Der Name war ein Anagramm von Setec Astronomy, und beides spielte eine wichtige Rolle bei der Auflösung des Hacker-Klassikers *Sneakers – Die Lautlosen*. Die Organisation hatte weder Telefonnummer noch E-Mail-Adresse, doch wenn Ramona Kyle jemandem begegnete, der sie interessierte, notierte sie ihre Kontaktdaten in einer kleinen, präzisen Handschrift auf der Rückseite.

Es gab nicht viele Menschen, um die sich Ramona Kyle ernsthaft bemüht hätte, doch James Morris war eine Ausnahme. Auch Jahre nach dem Studienabschluss stand sie noch in Kontakt mit ihm, und meistens trafen sie sich bei den Kongressen irgendwelcher Hightech-Exzentriker. Ein paar Wochen vor der Konferenz in Las Vegas hatte sie ihm eine Nachricht geschrieben und gefragt, ob sie nicht nach ihrem Auftritt etwas trinken gehen wollten. Ihr Vorschlag war eine Bar namens Peppermill im nördlichen Teil der Stadt, einem zwielichtigen Cowboy-und-Nutten-Viertel, wo sie ganz sicher kein Mensch erkennen würde.

Das Lokal war fast leer. In der Mitte des Raumes befand sich eine

Feuerstelle, um die ein paar rosa Sofas standen. Ramona Kyle saß weiter hinten in einer schummrigen Ecke und trank Granatapfelsaft ohne Eis. Sie sah aus wie eine kleine Streuerin: schmal, nachlässig gekleidet, das rote Haar noch nass von der Dusche, die sie sich nach ihrem Vortrag gegönnt hatte.

Morris setzte sich zu ihr auf die Bank. In Stanford, als sie noch magersüchtig war und aus purer geistiger Energie zu bestehen schien, hatte er kurzfristig das Verlangen verspürt, mit ihr zu schlafen. Jetzt, wo sie gesünder aussah, fand er sie längst nicht mehr so sexy. Sie drückte sich noch tiefer in die Schatten der Sitznische, als er näher an sie heranrückte.

«Hast du auch alle Vorsichtsmaßnahmen eingehalten?», fragte sie.

«Klar. Ich habe erst zwei Taxis genommen und dann den Bus.»

«Sie sind völlig außer Kontrolle», sagte sie. «Du musst echt vorsichtig sein.»

«Mach dir keine Sorgen», sagte Morris. «Ich bin doch da.»

I WASHINGTON

Graham Webers neue Kollegen hielten es zunächst für einen Scherz, als er bei der ersten Mitarbeiterversammlung verkündete, er wolle die Statue von William J. Donovan aus der Eingangshalle entfernen lassen. Die alten Hasen, die eigentlich gar nicht so alt, aber nichtsdestotrotz eingefleischte Zyniker waren, rechneten nicht damit, dass er das wirklich tun würde. Lieber Himmel, Donovan war schließlich der Gründervater! Seine Statue, die ihn breitbeinig mit einer Hand am Gürtel zeigte, schön wie ein Bronzegott und allzeit bereit, den Zweiten Weltkrieg eigenhändig zu gewinnen, stand schon in der Eingangshalle, seit Allen Dulles das Gebäude seinerzeit errichtet hatte. Die konnte man doch nicht einfach so entfernen.

Doch der neue Direktor meinte es ernst. Er erklärte, die CIA müsse endlich im 21. Jahrhundert ankommen und Veränderung beginne nun einmal mit Symbolen. Die Führungskräfte, die sich im Konferenzraum im siebten Stock versammelt hatten, verdrehten die Augen, sagten aber nichts. Sie dachten sich, der Neue würde es schon alleine schaffen, sich zugrunde zu richten. Am nächsten Tag wurde die Sache der *Washington Post* zugespitzt, was den Direktor offenbar amüsierte, sein Urteil darüber, was bei der CIA alles im Argen lag, aber nur bestätigte. Zur allgemeinen Überraschung ließ er die Statue des kultisch verehrten «Wild Bill» tatsächlich von ihrem Platz vor dem linken Türflügel des Haupteingangs entfernen. Er ließ verlauten, die Statue sei nur vorübergehend aus Restaurierungsgründen entfernt worden, doch die Tage gingen ins Land, und dort, wo

sie auf ihrem Sockel gestanden hatte, blieb nur ein heller Fleck am Boden zurück.

In mancher Hinsicht erinnert die CIA an eine aufmüpfige Schulklasse. Schon nach der ersten Woche hatten die anderen Führungskräfte Weber hinter dessen Rücken Spitznamen verpasst, als wäre er ein neuer Lehrer: *Grahambrot*, *Weberknecht* oder, gewissermaßen zum Ausgleich, *Raffzahn*. Männer und Frauen beteiligten sich gleichermaßen an der Hetze – wenn es um Missfallensäußerungen ging, war dies ein völlig gleichberechtigter Arbeitsplatz. Den Direktor schien es nicht weiter zu stören. Sein wirklicher Spitzname in der Schule war Rocky gewesen, aber so nannte ihn schon seit Jahren keiner mehr. Vielleicht konnte er das ja wieder einführen. Je heftiger die alteingesessenen Herren und Damen gegen ihn stichelten, desto mehr bestätigte ihn das in seiner Mission, endlich wieder Ordnung zu schaffen in dieser orientierungslosesten aller Regierungseinrichtungen, wie er das beim ersten Zusammentreffen mit seinen Mitarbeitern formuliert hatte. Übrigens hatte ihm da niemand widersprochen. Wie auch? Es stimmte ja.

In den Porträts der Tageszeitungen wurde Weber häufig als «Agent des Wandels» bezeichnet, was nach Ansicht denkender Menschen (also einer Handvoll führender politischer Kommentatoren) genau das war, was die CIA brauchte. Sie war lädiert und angeschlagen. Sie brauchte frisches Blut, und Weber schien genau der Mann zu sein, der das Ruder wieder herumreißen konnte. Er hatte sich in der Geschäftswelt einen Namen gemacht, indem er ein dahindümpelndes Kommunikationsunternehmen aufgekauft und es durch den Erwerb von Breitbandzugängen, die keiner haben wollte, zum Erfolg geführt hatte. Wie viele tausend andere war auch er reich geworden, doch sein Alleinstellungsmerkmal bestand darin, sich im entscheidenden Moment der Regierung widersetzt zu haben. In Geheimdienstkreisen vertraute man ihm, und als er

sich gegen die Überwachungspolitik auflehnte, hatte das auch andere überzeugt.

Eigentlich sah er viel zu vital aus für einen CIA-Direktor: das weizenblonde Haar, die Kantigkeit von Kinn und Wangenknochen und dann diese eisblauen Augen. Es war ein jungenhaftes Gesicht, immer wieder fielen ihm ein paar Haarsträhnen in die Stirn, und seine Wangen röteten sich schnell, wenn er verlegen war oder zu viel getrunken hatte; weder das eine noch das andere kam aber allzu häufig vor. Man hätte ihn für einen Skandinavier halten können, einen Schweden vielleicht, der in North Dakota aufgewachsen war: Er hatte das solide, selbstgenügsame Erscheinungsbild eines Menschen aus nördlichen Gefilden, der so schnell nichts preisgibt. Tatsächlich hatte er deutsch-irische Wurzeln und stammte aus einem Vorort von Pittsburgh. Von dort war er in das grenzenlose Land des Geldes und der Ambitionen ausgewandert und lebte seither hauptsächlich im Flugzeug. Und jetzt arbeitete er in Langley, Virginia, auch wenn ihm manche Klatschmäuler auf den Bürofluren bereits beschieden, dass er sich dort nicht lange halten würde.

Der Präsident hatte bekanntgegeben, er werde Graham Weber zum CIA-Direktor ernennen, weil er den Geheimdienst umstrukturieren wolle. Ted Jankowski, der bisherige Direktor, war im Zuge eines Skandals entlassen worden, bei dem es angeblich um Schmiergelder an Auftragnehmer und ausländische Geheimdienste gegangen war. Man sagte «angeblich», weil Jankowskis Fall aktuell noch vor einem Geschworenengericht verhandelt wurde und bisher niemand unter Anklage stand. Trotzdem war das Ganze selbst für CIA-Verhältnisse ein ziemliches Fiasko. Der Kongress verlangte lauthals nach einem neuen Direktor, der die Korruption ausmerzen würde, und es sollte jemand von außen sein. Weber hatte das ganze letzte Jahr hindurch Vorträge zur Geheimdienstpolitik gehalten

und war häufig zu Besprechungen im Weißen Haus gewesen. Als der Präsident ein Gremium einberief, das sich mit Überwachungspolitik auseinandersetzen sollte, war Weber Teil davon. Und als Jankowski schließlich ging, war Weber längst zum Favoriten für das Amt geworden.

Die Sicherheitsprüfung, die das Ausfüllen leidiger Formulare und das Beantworten zahlloser Fragen umfasste, nahm einen Monat in Anspruch. Weber erklärte sich einverstanden, all seine Firmenanteile zu verkaufen; der Markt erschien ihm ohnehin gesättigt, und er legte die Erlöse in einem Blind Trust an, wie es der Ehrenkodex von ihm verlangte. Fast war es ihm peinlich zu sehen, wie reich er war. Nur eines bereitete den Prüfern Kopfschmerzen, und das war Webers Scheidung vor bald fünf Jahren. Sie wollten einen Schuldigen, eine «Geschichte», die erklärte, wie diese scheinbar glückliche Ehe mit einer schönen Frau hatte scheitern können. Weber verwies die Inquisitoren aus dem Weißen Haus auf die Gerichtsakten in Seattle, wohl wissend, dass sich auch dort keine Antwort finden würde, und ließ die schriftliche Bitte um weitere Erläuterungen unbeantwortet. Es ging weder sie noch sonst jemanden etwas an, dass seine Frau ihn für einen anderen Mann verlassen hatte – ob sie das nun getan hatte, um Webers Aufmerksamkeit von der vollen Hingabe an seine Arbeit abzulenken, oder weil sie den anderen liebte, wusste er selber nicht. Die Welt war der Ansicht, es müsse seine Schuld gewesen sein, und das war das einzige Geschenk, das Weber seiner Frau am Ende ihres gemeinsamen Scheiterns noch hatte machen können: Er nahm die Schuld auf sich. In den fünf Jahren seither hatte er die eine oder andere Verabredung gehabt, war aber nicht mit dem Herzen dabei gewesen. «Und da ist wirklich sonst nichts mehr?», bohrte der Anwalt der Personalabteilung nach. Er sah regelrecht enttäuscht aus, als Weber nur den Kopf schüttelte und mit fester Stimme «Nein» sagte.

«Der Laden ist das reinste Spukschloss», hatte der Präsident bei der letzten Unterredung vor Bekanntgabe der Ernennung zu Weber gesagt. «Es muss dringend jemand die Geister austreiben. Kriegen Sie das hin? Können Sie das richten?»

Weber war von dieser Herausforderung wie elektrisiert. Für einen Mann wie ihn war es verlockend, das Unmögliche zu versuchen. Seine Kinder waren fast schon erwachsen, in seinem Haus in Seattle war er fast nie. Zeit hatte er mehr als genug, und wie viele andere erfolgreiche Geschäftsleute wollte auch er noch für etwas anderes bekannt sein als nur fürs Geldverdienen. Und so hatte er sich, mit der impulsiven Gier und dem Selbstvertrauen des Erfolgsverwöhnten, bereit erklärt, die Aufgabe zu übernehmen und das «Spukschloss», wie der Präsident es in seiner sorgenvollen Abschlussbemerkung genannt hatte, zu leiten.

Die alten Hasen warnten Weber, dass die CIA tatsächlich in keinem allzu guten Zustand war. Die Kriege der letzten zehn Jahre im Irak und in Afghanistan waren katastrophal verlaufen und hatten selbst die nach außen hin noch erfolgreiche Sparte der verdeckten Einsätze untergraben. Man hatte Dinge von der CIA verlangt, von denen frühere Agentengenerationen allenfalls geträumt hatten, auch wenn sie ihnen oft vorgeworfen worden waren: Folter zur Informationsbeschaffung, gezielte Tötungen. Das wäre an sich schon schlimm genug gewesen, wenn diese Ära der Auftragsmorde wenigstens Erfolg gehabt hätte; doch abgesehen davon, dass Osama bin Laden erwischt worden war, bestand die Hauptleistung der CIA darin, den USA zu mehreren hundert Millionen neuer Feinde verholfen zu haben. Die Welt war neuerdings wütend auf Amerika und verachtete es zudem wegen seiner Macht. Eine schlechte Kombination.

In die Defensive gedrängt, musste sich die CIA nun plötzlich für praktisch alles eine Erlaubnis holen. Vor allem das er-

staunte Graham Weber während seiner ersten Tage im Amt. Er war die Macht der Exekutive gewohnt, die mit der Leitung eines großen Unternehmens einherging, die Freiheit, Risiken einzugehen, die Teil der kreativen Managementarbeit ist. Jetzt jedoch befand er sich in einer völlig anderen Position. Die moderne CIA arbeitete eher dem Kongress als dem Präsidenten zu. Aus Neugier erkundigte sich Weber bei seinem ersten Briefing zu den laufenden verdeckten Einsätzen, ob der Geheimdienst denn seinerseits schon in die Netzwerke jener anonymen Informanten eingedrungen sei, die ganze Wagenladungen streng unter Verschluss gehaltener amerikanischer Geheiminformationen stahlen und sie aller Welt zugänglich machten. Nein, bekam er zur Antwort, das sei viel zu riskant. Wenn die CIA versuche, beispielsweise bei WikiLeaks einzudringen, dann würde dieser Umstand ja womöglich ... leaked.

Ein Land, das eine Niederlage erlitten hat, wird zum trägen Tier, und in gewisser Weise hatte Amerika eine Niederlage erlitten. Es war wie in der Zeit nach dem Vietnamkrieg: Eigentlich wollte sich das ganze Land nur noch unter der Bettdecke verkriechen und fernsehen, doch das konnte die CIA natürlich nicht machen oder hätte es zumindest nicht machen sollen. Schließlich unterhielt sie rund um den Globus ein Netz aus Agenten, die dafür bezahlt wurden, Geheiminformationen zu stehlen. Selbst die jungen Draufgänger unter den Mitarbeitern hatten begriffen, dass es in diesen Zeiten besser war, auf Sicherheit zu spielen und sich ein lauschiges Plätzchen zu suchen, wo man abwarten und Tee trinken konnte. Und dann kam Graham Weber.